

DER STURM

RECEIVED MAY 21 1932

Internationale Monatsschrift

Lärm um Friedmann
Geschmack
Volare necesse est
Doktor Sport
Rache ist nicht süß

Rampenrummel
Stempellied
Weltstadt an sich
Pranger
Tonflimmernebengeräusche

Wie die Schweiz jetzt Tuberkulose heilt

30 Pf.

2
1932

Herausgeber: Herwarth Walden

KUNSTSCHULE DER STURM

ABTEILUNG MODESCHULE

Berlin-Charlottenburg 1 Wilmersdorfer Str. 14

Fernsprecher: C 4 Wilhelm 5229

LEITER: R. DILLENZ

Systematische Ausbildung von Modekünstlern, Modelehrern und qualifizierten Arbeitern für alle Gebiete der Modeproduktion

- Handwerklich-techn. Ausbildung in den Werkstätten für Schneiderei, Putzmacherei usw.
- Künstlerisch - formale Erziehung in den Klassen und Ateliers für Zeichnen, Malen, Modellieren, Graphik, Illustration, Reklame, Dekoration, Ausstattung, Ausstellung usw.
- Geistig - kulturelle Bildung in Hörsaal und Seminar durch Philosophie, Staatsbürgerkunde, Kultur- und Kunstlehre, Wirtschaftslehre, Geschäftskunde usw.
- Tagesschule mit 42 Wochenstunden.

VERLAG DER STURM / BERLIN

EXPRESSIONISMUS

BUCHER UND KUNSTDRAUKE

ALLE GEBIETE / INTERNATIONAL / PREISWERT

RUFEN SIE AN: H 8 WAGNER 0778

Geschmack

Herwarth Walden

Kohlrabi bürgerlich. Man nehme reichlich Mehlschwitze und man hat den klassenbewußten Geschmack. Außerdem ist man wie bei Muttern. Zu Hause schmeckt es am besten. Selbstgebackener Kuchen. Man nehme etwas Persil oder Oetker, drücke einen Maggiwürfel darüber und gieße über alles reichlich verdünnten Himbeersaft von Kahlbaum AG. Ueber den Geschmack läßt sich streiten. Aber wir wollen nicht mehr streiten. Wir wollen durchaus einig sein. Außer dem schlechten Geschmack gibt es einen guten. Geschmackvoll können sein Kleidung, Wohnungseinrichtungen, Kunstwerke aller Art, der Ton in allen Lebenslagen, auch in den zugespitztesten, die Politik, das Benehmen und die Luxusgegenstände. Hingegen kommt es beim Essen nur auf das appetitliche Riechen an. Das Essen ist doch unwesentlich. Es kostet erstens Geld, was man nicht hat. Es kostet zweitens Geschmack, den man für die übersinnlichen Dinge verbraucht. Und es kostet drittens Talent, das ausschließlich dem Theater übertragen worden ist. Der Anfang und das Ende jedes Essens in Deutschland besteht aus einem Wässerchen, das man durch Wörter unterscheidet. Vor der Mitte heißt es Suppe nach Königinart, nach der Mitte Kaffee. Das erste ist hellblond, das zweite hellschwarz. Das Zwischengericht besteht aus Mehlschwitze, je nach der ethischen Einstellung auf Gemüse oder auf Fleisch getan. Für diese Gerichte gibt es sehr viele Wörter. Jedes Gemüse und jedes Tier muß ihnen seinen Namen leihen. Wenn einem gar kein Wort einfällt, nennt man die ganze Angelegenheit Würstchen. Sollen höhere Preise erzielt werden, nimmt man Fremdwörter: Ragout oder Goulasch. Will man das Gas dabei sparen, heißt es auch Sülze. Um den Erbfeind zu charakterisieren, entschuldigt man verdorbenes Fleisch mit haut goût. Die Fische werden auf jeden Fall paniert, damit sie nicht auffallen. Nach diesen Vorbereitungen und Mahlzeiten gesegnete Mahlzeit, hat man den Geschmack. Und obwohl sich über den Geschmack streiten läßt, man sich aber nicht streiten will, seid einig, hat man also den guten Geschmack. Für ihn gibt es Normen, eben wie bei der Mehlschwitze. Kleider werden durch Schleifen geschmackvoll. Hemden durch rosa Passen, auch wenn sie grün sind. Wohnungseinrichtungen durch Decken, facettiertes Kristall, botanische oder zoologische Nachbildungen aus jedem Material und Knie- oder Marinestücke auf den Wänden. Kunstwerke sind geschmackvoll, wenn sie die Natur nachahmen, soweit sie anständig ist. Stehende Akte sind zwar keine Kunst aber zulässig, liegende Akte brauchen einen geschmackvoll dekorierten Samtvorhang. Plastiken sind immer geschmackvoll, wenn man sie gebrauchen

kann. Als Spiegel oder Briefbeschwerer oder Lampe oder was der geschmackvolle Mensch eben braucht. Wenn man unsicher ist, nehme man sonst für Plastiken nur Tiere. Sie kann man im Sommer auch im Garten aufstellen. Zwerge halten auch den Winter dort aus. Dichtungen sind geschmackvoll, wenn sie sich im reiferen Lebensalter befinden. Will man hier keinen schlechten Geschmack bekunden, ziehe man sich stets auf die Griechen oder Römer zurück. Oder auf kriegerische Maßnahmen. Den geschmackvollen Ton in allen Lebenslagen studiert man am besten auf der Universität und bei nicht allzu edlen Frauen. Jede Aeußerung wird dadurch geschmackvoll, daß man sich der Fremdwörter oder der Amtswörter bedient. Auch die Schriftsprache ist stets geschmackvoll. Zu empfehlen sind: bezüglich, andererseits, die Herren Eltern. Ecco, c'est le ton, qui fait la musique, der See kann sich der Landvogt nicht erbarmen. Für den guten Geschmack in der Politik, empfiehlt es sich, in der Mitte zu bleiben. Also alles mit Mehlschwitze. Das nennt man Weltanschauung mit Geschmack. Mit Mehl läßt sich alles verkleistern. Sogar das Auge. Anschauung hat man eben zu haben, wozu sich da noch die Augen verderben. Für das Benehmen verwende man Kohlrabi bürgerlich. Dann kann gar nichts passieren. Luxusgegenstände und Bucheinbände werden durch Gold und Silber geradezu appetitlich. Und wenn man Appetit hat, kommt es auf den Geschmack nicht mehr an. Wenn man Hunger hat, auch nicht. Also ist der ganze Geschmack überflüssig. Er wird deshalb in Deutschland auch nur sinnbildlich verwandt. Ein Sinnbild hat nämlich keinen Sinn und ist kein Bild oder es ist ein Sinn ohne Bild oder ein Bild ohne Sinn. Also auf jeden Fall zu gebrauchen. Wenn man den Geschmack komplett beherrscht, sich also nicht um ihn kümmert, hat man Kultur. Kultur ist das Beste, was bisher erfunden worden ist. Die Kultur ist so wichtig, daß man zu ihrem Schutz die Kriege erfunden hat.

Die Kultur muß nämlich unter allen Umständen geschützt werden, damit man nicht den Geschmack an ihr verliert. Die Nationen werfen sich gegenseitig ihren Geschmack vor, so daß sie selbst keinen mehr haben. Sie bringen es unter Umständen sogar zum haut goût. Oder sie haben darauf gusto. Oder wenn die Deutschen ganz böse werden, dann sind sie geschmäcklerisch.

Aber außerhalb Deutschlands lassen sich die anderen Nationen den Geschmack nicht verderben. Den unsinnbildlichen. Sie machen aus der Natur keine Kunst. Die Leute machen sogar aus der Kunst Natur. Mehlschwitze, Persil und Kohlrabi bürgerlich. Für Berlin könnte man durch Notverordnung den guten Geschmack heben. Man lasse die Einwohner einmal in der ungarischen Csárda neben Gloria-Palast essen und ihr Gaumen wird sich wundern. Die Prozente, die ich von dem Restaurant bekomme, stelle ich den Personen zur Verfügung,

die erst das zweite Mal auf den Geschmack kommen. Weil man nämlich diesseits so auf den Hund gekommen ist, daß man vielleicht es zweimal schmecken muß. Hat man aber einmal den guten Geschmack, hat man überhaupt einmal Geschmack, so kann sich das womöglich auch auf die anderen Sinne auswirken. Auf die Ohren etwa. Oder gar auf die Augen. Das wäre gar nicht auszudenken, was sich ereignen würde, wenn die Menschen einmal ganz einfach ihre Sinne gebrauchen wollten, die ihnen kostenlos zur Verfügung gestellt sind. Wenn man die Augen aufmacht, sieht alles plötzlich ganz anders aus. Namentlich, da man sie überhaupt nicht aufmacht. Bis dahin hat man nur Bedenken. Die bekommt man vom unsinnlichen Denken. Woraus höchstens Professoren ohne Profession entstehen. Oder geschmackvolle Politiker. Oder Hausfrauen. Oder Kohlrabi bürgerlich.

Der deutsche Nationalstaat

Max Verworn

Wir pflegen mit Recht Deutschland als einen einheitlichen Nationalstaat zu bezeichnen und wir dürfen stolz darauf sein. Es wäre aber falsch, wenn wir diese Auffassung auf den unglücklichen Rassenbegriff gründen wollten. Der Rassenbegriff hat in wissenschaftlicher Hinsicht ebensoviel Unheil angerichtet wie in politischer Beziehung, weil er sich überhaupt nicht scharf bestimmen läßt. In Wirklichkeit gibt es gar keine Rasse und der Begriff ist eine irreführende Fiktion. Die Rassenfanatiker begehen aber den Fehler, daß sie die Einheitlichkeit unseres Nationalstaates in einer gemeinsamen germanischen Abstammung der Deutschen erblicken. Das widerspricht der geschichtlichen Erfahrung. An der Zusammensetzung der heutigen Bevölkerung Deutschlands haben sich außer den Germanen auch keltische Stämme, Romanen, Slaven und auch noch andere Elemente mehr oder weniger umfangreich beteiligt. Die Ansicht des alten römischen Lobreddners der Germanen, daß sie „eine eigenartige, reine und nur sich selbst gleiche Nation“ bildeten, trifft in ethnologischer Hinsicht nicht zu und hat nie zugetroffen. Die nationale Einheit liegt vielmehr ausschließlich auf kulturellem Gebiet. Unsere staatliche und wirtschaftliche Organisation, unsere gemeinsamen Ideale, unsere Denkweise, unsere Sprache, unsere Kunst haben Deutschland zu einem einheitlichen nationalen Kulturorganismus gemacht. Diese Güter muß Deutschland sich erhalten und fortentwickeln, will es ein einheitlicher Nationalstaat bleiben.

Wenn wir also die nationale Einheit Deutschlands ebensowenig wie die irgendeiner anderen Nation in der Reinheit der Rasse, sondern in der Gemeinsamkeit des nationalen Kultursystems erblicken

müssen, so dürfen wir doch auch hier nicht den Fehler machen, diese nationale Kultur Deutschlands als aus einer einheitlichen, etwa einer „urgermanischen“ Wurzel hervorgegangen, zu denken. Die alte germanische Kultur, wie sie noch etwa zur Zeit von Caesar und Tacitus bei den Germanen-Stämmen bestand, mag das Grundkapital gebildet haben, mit dem Deutschland in seine Kulturentwicklung eintrat. Aber wir dürfen doch nicht übersehen, daß noch in der zweiten Hälfte des ersten Jahrtausends vor unserer Zeitrechnung große Teile des heutigen Deutschlands von keltischen Stämmen bewohnt wurden, so wie noch tausend Jahre später andere Teile Deutschlands von Slaven besiedelt waren, der weniger umfangreichen und nur kurzen römischen Okkupation deutscher Gebiete gar nicht zu gedenken. Alle diese nichtgermanischen Elemente haben mit ihrer spezifisch nationalen Eigenart an der Synthese unserer heutigen deutschen Kultur teilgenommen und wenn auch die spezifisch germanische Kultur bei dieser Synthese immer den eigentlichen Stammorganismus gebildet hat, der die anderen Kulturelemente assimilierte, so sind doch deren Einwirkungen nicht spurlos verschwunden. Die Wacholderbeeren, die das Haselhuhn verzehrt, sind auch nicht verloren; sie geben dem Braten einen feinen pikanten Geschmack, wenn sie auch selbst allein noch kein Haselhuhn sind. Die einzelnen keltischen, römischen, slavischen Bestandteile in unserer Kultur sind freilich nicht immer von fern schon leicht zu erkennen. Sie sind auch oft nicht mehr als solche erhalten, sondern haben nur vorübergehend ein Glied in der Entwicklung gebildet, die im übrigen über sie hinaus gegangen ist. Es bedarf daher einer eingehenden Analyse und manchen Umweges, um sie zu entdecken. So hat die vergleichende Sprachforschung zahlreiche Worte, die bis in die keltische Besiedelungsperiode Deutschlands zurückgehen und die doch nicht einer gemeinsamen indogermanischen Wurzel zu entstammen scheinen, in unserem heutigen Sprachschatz noch nachweisen können. Zum Beispiel haben die germanischen Stämme das Wort für unser wichtigstes Metall, Eisen, altgermanisch isarna, keltisch isarnon, erst durch Vermittelung der Kelten, der Meister in seiner Bearbeitung, näher kennengelernt. Ebenso wie keltische finden sich nun auch zahllose römische und slavische Elemente in der deutschen Kultur.

Krieggrab

Stäbe flehen kreuze Arme
Schrift zeigt blasses Unbekannt
Blumen frechen Staube schüchtern
Flimmer
Tränet
Glast
Vergessen

August Stramm

Heilung

Dr. med. Bucher/Bern

Leiter des Schweizerischen Antituberkulose-Heilinstituts

Noch nie hat sich eine gute Sache, die bestehenden Interessen zuwiderlief, ohne Widerstand und Anfeindung durchzusetzen ver- mocht. Aehnlich geht es mit dem Friedmann-Mittel, das durch den Artikel von Professor v. Gonzenbach, „Lärm um Friedmann“, nun auch in den Tageszeitungen zur Diskussion gestellt wird. Gonzen- bach wendet sich dabei besonders an die „Stillen im Lande“ und setzt sich für diese gegen irgendwen zur Wehr. Dabei kenne ich in der Schweiz niemanden, der über Friedmann so viel geredet und geschrieben hätte wie gerade Gonzenbach und die Friedmann- Gegner. Ich zähle sie also gar nicht zu den „Stillen im Lande“. Gonzenbach redet von Märtyrern, die doch keine seien, von plumper Reklame, die das Mittel vor das Volk bringe und der Wunder- gläubigkeit des Volkes. Da ich nicht im entferntesten die Absicht habe, ein Märtyrer zu sein, so waren diese Ansprüche für mich, der ich die Wirkung des Friedmann-Mittels an den mannigfaltigsten Kranken und in verschiedensten Situationen beobachtet habe, Ver- anlassung, wieder einmal aus der Stille hervorzutreten.

Was seinerzeit, jahrelang bevor ich mich für das Friedmann- Mittel einsetzte, dem Volk und später auch mir am Friedmann- Mittel gefallen hat, war die große Idee der am- bulanten Tuberkulosebehandlung, die über der über- handnehmenden Sanatoriumsbehandlung durch Mithilfe von Liga, Staat und Ärzten fast in Vergessenheit geraten war. (Ambulant nennen wir eine Behandlung zuhause und unter periodischer ärzt- licher Kontrolle des Patienten ohne dessen ständige Internierung.) Daß aber diese ambulante Behandlung in sehr vielen Fällen zum Erfolg führt, beweist mir das Ergebnis meiner Erfahrungen. Es ist selbstverständlich, daß dabei die von Gonzenbach erwähnten Spontanheilungen auch bei dieser Behandlung in genau derselben Zahl vorkommen wie bei der Sanatoriumsbehandlung. Der gewaltige Unterschied zwischen beiden Behandlungen ist aber nicht einmal die Wirksamkeit, sondern das Geld, das der Patient bei der einen oder andern Behandlung ausgibt für die von Gonzenbach propa- gierte Luft, Licht, Sonne und gute Verpflegung, alles Faktoren, die nicht ein Privileg der Höhenkurorte und Internierungsanstalten sind. Bei der einen Behandlung ist es eine teure Luft, Licht und Sonne, bei der andern die, die für alle Leute vorhanden ist. Die so durchgeführte ambulante Behandlung verschlingt aber mindestens zehnmal weniger Geld als die Heilstättenkur, bringt den Patienten nicht an den Rand des finanziellen Ruins und treibt ihn, dort

angelangt, nicht in die Hände der Fürsorge. Diese volkswirtschaftliche wichtige Erkenntnis ist nun ins Volk gedrungen, und es ist eigentlich gar nicht verwunderlich, wenn es dabei etwas Lärm geben hat. Denn wohin würde es führen, wenn jeder Tuberkulosefall gleich automatisch zum Sanatoriumsfall und weiter zum Fürsorgefall würde, für den die Allgemeinheit die Mittel aufzubringen hat.

Wenn Gonzenbach die drei Heilungsmöglichkeiten bei jeder Tuberkulosebehandlung: die natürliche Heilungstendenz, die Suggestivkraft und die Umstimmung des Organismus zur Heilung durch irgend ein Reizmittel als Hauptfaktoren erwähnt, so werden damit noch keine Sensationen berichtet. Neu aber ist die Logik, wenn man in einem Satz diese Mittel als alleinseligmachend preist, sie aber im Zusammenhang mit dem Friedmann-Mittel ins Lächerliche zieht. Kein Mittel wie das Friedmanns stützt sich ja so sehr auf die natürliche Heilungstendenz des Organismus, die damit gesteigert wird. Fälle ohne eine gewisse Reservekraft können mit dem Mittel überhaupt nicht behandelt werden.

Aber mit Luft, Licht und Sonne hat man nun die Tuberkulose jahrzehntelang „geheilt“, und viele Fälle figurieren in den Statistiken der Sanatorien dreimal bis viermal als „geheilt“. Gerade deshalb scheint mir, es wäre nun an der Zeit, einen großen Teil unseres Volksvermögens anders anzulegen. Das Friedmann-Mittel ruft ohne Mithilfe weiterer Faktoren sehr oft eine recht heftige Umstimmung zur Heilung hervor, und dieser Umstand gibt ihm vor anderen Behandlungsarten einen unschätzbareren Vorzug. Damit ist auch gesagt, daß das Friedmann-Mittel an den Anfang der Tuberkulose-Behandlung und nicht an den Schluß gehört. Immer mehr komme ich auf Grund nicht von Theorien, sondern meiner Erfahrungen dazu, dafür einzustehen, daß auch die fürsorgerische Tätigkeit in diesem Sinne reorganisiert werden sollte.

Gonzenbach scheint die ernsthafte Friedmann-Behandlung garnicht zu kennen. Denn er bedauert die Patienten, die durch die kritiklose Anpreisung dieses Mittels davon abgehalten würden, rechtzeitig die „richtigen“ Heilmaßnahmen zu treffen. Setzen wir voraus, daß die von ihm oben angeführten Heilungsmaßnahmen die richtigen seien, so verpaßt eben der Patient mit der Friedmann-Behandlung gar nichts. Er gewinnt sogar ganz gewaltig: denn alle diese Heilungsfaktoren können neben der Friedmann-Behandlung verwertet werden. Ich möchte deswegen den Sanatorien die Existenzberechtigung beileibe nicht absprechen, denn bisher waren sie das Beste, das man kannte. Ist dies aber ein Grund oder keiner, etwas anderes, weil einfacher, nicht auch gelten zu lassen?

Nachdem heute Tausende nach Friedmann geimpfte Patienten in der Schweiz von der Wirksamkeit des Mittels zeugen können, mutet es beinahe komisch an, wenn Gonzenbach glaubt, es über alle diese lebenden Zeugen hinweg mit ein paar Sätzen erledigen zu können. Im Gegenteil stellen wir schon heute die Forderung, daß an einer oder zwei Schweizer Universitäten die Möglichkeit geschaffen werden sollte, wie etwa die Tuberkulin- oder Goldbehandlung auch die praktische Anwendung des Friedmann-Mittels zu erlernen, da sie in der allgemeinen Praxis eine enorm wichtige Rolle spielen wird. Denn der erfahrene Praktiker handhabt das Mittel ganz anders als der Anfänger, und es ist schade, daß die gleichen Erfahrungen von jedem Arzt immer wieder neu erworben werden müssen, nur mangels einer Ausbildungsstätte. Mit dem Friedmann-Mittel aber kommt der praktische Arzt in die Lage, in der Arbeit früherer Aerzte wieder dort anzuknüpfen, wo die Tradition unterbrochen wurde durch den Sanatoriumsgedanken. Denn es ist nicht eine Bereicherung, sondern eine Verarmung an Können, wenn der praktische Hausarzt heute die Tuberkulose nicht mehr behandeln soll. (Wir reden an diesem Ort noch nicht von den offenen Fällen.) Die früheren Aerzte entschlugen sich nicht so leicht der Verantwortung gegenüber ihren tuberkulösen Patienten, weil sie die Kranken nicht kurzerhand, beinahe reflektorisch, in eine Heilstätte abschieben konnten. Sie waren gezwungen, sich mit der Tuberkulose ebenso intensiv abzugeben, wie mit andern in ihrer Praxis vorkommenden Krankheiten. Es ist auch nicht Zufall, wenn gerade in letzter Zeit selbständige denkende Männer wie z. B. Professor Aschner, Wien, in der „Krise der Medizin“ wieder alte, längst in Vergessenheit geratene Volksheilmittel zu Ehren bringt.

Man hat, und darunter sind meine besten Freunde, vielerorts gemeint, ich hätte in der Sache um Friedmann weniger angriffig vorgehen sollen. Für die Propaganda haben gerade die Gegner mit ihrem Lärm um das Friedmann-Mittel gesorgt. Heute, nachdem ich die Wahrheit um das Friedmann-Mittel aus eigener Erfahrung weiß, empfinde ich es nicht mehr als Ketzertum, offen zu sagen, daß selbst Offentuberkulöse nicht alle in Sanatorien und Absonderungshäusern interniert bleiben müßten. Man sollte es durch umfangreiche Schutzimpfungen der Umgebung den Kranken ermöglichen, zuhause bleiben zu können. Diese Möglichkeit verbietet aber das vom Volk stillschweigend hingenommene Tuberkulosegesetz, dessen Grundgedanken wohl ideal, dessen Auswirkung aber zum Verbrechen am einzelnen Kranken und an den auseinandergerissenen Familien wird. Und je länger je mehr wird es vorkommen, daß tuberkulöse Familienangehörige ihre Krankheit verborgen aus Angst vor gesetzlich befohlenem Interniertwerden und

sich so einer Kontrolle und Aufsichtsmöglichkeit entziehen. Daß durch dieses Gesetz die Ansteckungsgefahr nicht kleiner geworden ist, leuchtet dem Dümmlsten ein. Es wäre umsichtiger, statt eines komplizierten Fürsorge- und Polizeiapparates, der auch nicht gratis ist, wenn mit Hilfe des Volkes, das sich so vor weiterer Ansteckung schützt, für die unheilbaren Kranken in eigenen Häusern die Möglichkeit geboten wäre, den Rest des Lebens dort ungesorgt und menschenwürdig zu fristen, falls sie oder ihre Angehörigen den Wunsch zur Trennung äußern.

Solche Tuberkuloseheime sind nur die menschliche und ethische Konsequenz des in Kraft getretenen Gesetzes. Wenn dieses allerdings so ausgeübt wird, daß z. B. Kinder mit Hilfe der Vormundschaftsbehörden den Eltern gewaltsam fortgenommen werden sollen, so wird — vor der Schaffung oben erwähnter Tuberkuloseheime — eine unserer nächsten Aufgaben die Bildung einer Volksinitiative sein zur Wiederaufhebung der, solch unwürdige und mittelalterliche Maßnahmen erlaubenden Gesetzesparagraphen . . .

Es mutet mich wie Kinderei an, wenn erwachsene Männer auf diese Weise streiten, wo es doch gegen einen gemeinsamen Feind, eben gegen die Tuberkulose gehen soll. Steckt denn überhaupt ein tieferer Sinn in dieser starren Ablehnung eines sehr brauchbaren Tuberkuloseheilmittels?

Die Behauptungen Gonzenbachs sind übrigens bereits von Geheimrat Dr. med. Konrad Küster / Berlin in der großen Baseler Zeitschrift „Schweizerischer Beobachter“ völlig widerlegt worden.

Lärm um Friedmann?

Dr. med. A. Meier-Naef / Wettingen (Schweiz)

In verschiedenen Tageszeitungen erschien vor kurzem ein Artikel von Dr. v. Gonzenbach, Zürich, unter dem Titel: „Der Lärm um Friedmann“. Der Artikel ruft in verschiedener Hinsicht nach einer Erwiderung. Einmal glaube ich annehmen zu dürfen, daß das Volk von diesem „Lärm“ durch Friedmann-Anhänger noch nicht viel gehört haben werde. Sodann muß vor allem die Verallgemeinerung der Anhänger der Friedmann-Methode als Lärmacher zurückgewiesen werden. Schreibender hat nämlich trotz sehr schönen Erfolgen bei über 600 Geimpften weder in Wort noch Schrift für das Friedmann-Mittel „Lärm“ gemacht, sondern sich „ruhig und unvoreingenommen“ verhalten, wie es der Autor genannten Artikels von seinem Stand aus auch tun wollte.

Sollte nun auch in unserem Lande die Diskussion über ein Mittel etwas lauter werden, dem sozialhygienisch und volkswirtschaftlich etwelche Bedeutung zukommen könnte, was begreiflicherweise auch das „Volk“ interessieren muß, so schadet das ganz gewiß unsren „Stillen“ im Lande nichts. Es ist schon oft genug über weniger wichtige Dinge, als ein Volksheilmittel, Lärm gemacht worden. Und dann schließlich der Lärm um Calmette durch seine Anhänger und das Nachspiel in den Lübecker Gerichtssälen um 70 tote Kinder! Tatsache ist, daß bis heute noch kein Todesfall durch die Friedmann-Methode festgestellt wurde.

Nun, Gonzenbach gibt wenigstens seine Unschädlichkeit zu, und das ist für ein Tuberkulosemittel schon recht viel. Denn immer wieder bekommt man die Frage seiner Unschädlichkeit vorgelegt, besonders wenn die Anwendung Kinder betrifft. Ich darf ebenfalls frei und offen gestehen, daß ich weder bei Kindern noch bei Erwachsenen jemals einen Nachteil gesehen habe. Was speziell die kranken Kinder betrifft, so sah ich immer nur ein rasches Aufblühen, manchmal so verblüffend, daß es die Eltern kaum für möglich hielten. Handelte es sich um gesunde Kinder, wo eine Impfung zur Vorbeugung in gefährdetem Milieu verabfolgt werden mußte, so sah ich bis heute nie ein solches Kind erkranken, selbst dort nicht, wo ein kranker Vater oder eine ansteckungsfähige Mutter die größte fortwährende Gefahr darstellten.

Mit diesen kurzen Bemerkungen haben wir schon die große Streitfrage der Wirksamkeit des Friedmann-Mittels berührt. Gonzenbach spricht ihm in seinem Artikel die Wirksamkeit nicht absolut ab. Nach ihm beruht die Heilwirkung einer Friedmann-Injektion auf drei Möglichkeiten: 1. der schon bestehenden Heilungstendenz der Tuberkulose, 2. der Suggestivkraft des Friedmann-Mittels und 3. evtl. in einer Umstimmung des Körpers. Das sind übrigens jene Heilfaktoren, die von sämtlichen Friedmann-Gegnern immer wieder aufgetischt werden und wovon die zwei letzten Punkte vorläufig reine Hypothesen darstellen.

Was Punkt 1 betrifft, so ist gewiß die Selbstheilungstendenz des Körpers nicht zu bestreiten. Sie ist oft sogar sehr groß und vielfach abhängig von Konstitution und von vorausgegangenen körperlichen und seelischen Insulten. Es muß aber doch anderseits darauf hingewiesen werden, daß die Tuberkulose gerade den jugendlichen Körper befällt, also in einem Alter, wo der Organismus noch wenig verbraucht und somit die Widerstandskraft noch groß ist. Und schließlich entwickelt sich jede Tuberkulose aus kleinen Anfängen. Es wäre also zu erwarten, daß der Körper gerade den Anfängen der Krankheit Meister würde. Besonders dann, wenn die erwähnten Faktoren, wie gute Luft, Licht, Nahrung, Ruhe, Fernhaltung von Alltagssorgen das ihrige beitragen. Nun hat aber die Erfahrung gezeigt, daß auch unter den denkbar günstigsten Bedingungen, selbst beginnende Tuberkulosen nicht immer zur Ausheilung kommen. Das mag auch der Grund sein, warum in den Sanatorien immer wieder nach unterstützenden Mitteln gesucht und geforscht wurde. Erwähnt seien davon nur die Unmenge Tuberkuline, die Goldpräparate, Calcium- und andere Injektionen. Oder dann die operativen Eingriffe, wie Pneumothorax, Nervenschnitt, Plastiken.

Nach Punkt 2 nimmt die Suggestion als Heilfaktor einen wichtigen Platz ein. Was den Satz: „Wille gesund zu werden und Glauben an den Arzt“ anbelangt, so ist zu sagen, daß der Wille gesund zu werden bei einem jungen lebensfrohen Menschen wohl selten fehlt und der Glaube an den Arzt ist gewöhnlich auch vorhanden, sonst würde er sich ihm nicht anvertrauen. Die Behauptung vom „Berge versetzenden Glauben an das Friedmann-Mittel“ wird solange nicht zutreffen, als die Gegner immer wieder in Wort und Schrift gegen Friedmann Sturm laufen. Wer Friedmann-Impfungen verabfolgt, der weiß, wie viele Zweifel vorher zu lösen und wie viele Fragen vorher zu beantworten sind.

Dann noch eine Frage. Wenn man beim Erwachsenen eine Suggestivwirkung annehmen will, wie erklärt man sich dann die ganz ausgezeichnete Wirkung des Mittels beim tuberkulös erkrankten Kinde und besonders beim Kleinkinde? Diese sind bekanntlich noch keiner Suggestivtherapie zugänglich und doch läßt das Friedmann-Mittel als Heil-

und Schutzimpfung nie im Stich. Diese Frage hat von den Gegnern noch niemand beantwortet. Nach meiner gewonnenen Ueberzeugung wirkt eine Friedmann-Injektion so wenig suggestiv wie ein Pneumothorax. Es ist doch sonderbar, daß von allen Tuberkulosemitteln und therapeutischen Maßnahmen immer nur dem Friedmann-Mittel eine Einbildungswirkung zu kommen soll.

Ob schließlich nach Punkt 3 die Heil- und Schutzwirkung einer Friedmann-Injektion auf bloßer Umstimmung des Körpers beruht, dürfte sehr zweifelhaft sein, denn sonst könnte man auch mit andern umstimmenden Mitteln, wie z. B. mit einer Milch- oder unspezifischen Seruminkjection dasselbe Ziel erreichen, was jedoch nicht der Fall ist.

Im gleichen Artikel steht weiterhin zu lesen: „Wäre es wirklich das Heilmittel, als das es heute wieder angepriesen wird, so hätte es sich bestimmt die Welt erobert“. Darüber ist folgendes zu sagen: Friedmann entdeckte sein Mittel im Jahre 1903 — warum übrigens Gonzenbach Friedmann als „Erfinder“ mit Gänsefußchen versah, dürfte nicht jedem Leser klar geworden sein — und im Jahre 1912 machte er die Oeffentlichkeit damit bekannt. Wäre nun das Friedmann-Mittel absolut wertlos, so könnte es sich wohl kaum nach 20 Jahren noch in diesem Maße behaupten und eine solche Verbreitung erfahren, wie es tatsächlich der Fall ist. Die Friedmann-Anhänger bilden nämlich nicht nur ein kleines Trüpplein „Märtyrer der Wissenschaft“, sondern es sind tausende von Aerzten in allen Weltteilen, die die Friedmann-Methode anwenden. Und „diejenigen Fälle, die durch eine Friedmann-Injektion geheilt worden sind“, gehen nicht nur in die Dutzende, sondern in die vielen Hunderttausende. Prof. Schleich, der berühmte Erfinder der Lokalanaesthesia, dem anfänglich das gleiche Los, wie Friedmann, beschieden war, berichtet allein von über zweitausend Fällen, die er mit dem Friedmann-Mittel geheilt hat. Erwähnenswert ist weiter, daß bis zum Jahre 1922 schon über 400 Arbeiten zugunsten des Friedmann-Mittels veröffentlicht wurden und heute sind es gegen die achthundert. Und was die Tierversuche anbelangt, so erkundige man sich am besten bei Hagenbeck über die Wirksamkeit des Mittels in seinem Tierpark. Diese Hinweise mögen vorläufig genügen, um zu zeigen, daß das Problem nicht mit ein paar Sätzen abgetan werden kann.

Was weiterhin im Artikel über die „Kehrseite der Angelegenheit“ gesagt wird, daß mit der kritiklosen Anpreisung viele Menschen abgehalten werden, rechtzeitig richtige Heilmaßnahmen zu treffen, in vielen Unglücklichen Hoffnungen erweckt werden „auf die naturnotwendig schwerste Enttäuschungen folgen müssen“, so möchte ich nur die Frage stellen, ob für diese Behauptung Beweise vorliegen, oder ob wir sie nur als Hypothese hinnehmen sollen. Bis jetzt fehlen nämlich in der Literatur jegliche Beweise dafür, daß auf eine Friedmann-Injektion „naturnotwendig“ schwerste Enttäuschungen folgen müssen, sondern wir finden bei den besten Kennern der Friedmann-Methode, darunter figurieren eine stattliche Anzahl nicht unbedeutender medizinischer Autoritäten, die Tatsache, daß schon vielfach nach der ersten Injektion, ein rascher Umschwung des Krankheitsbildes entsteht, daß z. B. bei einem Lungenkranken der verlorene Appetit wieder zurückkehrt, Husten, Auswurf und Fieber zurückgehen, die Nachschweiße ausbleiben, das Körpergewicht zunimmt, kurz eine mehr oder weniger rasche, vom Charakter der Krankheit abhängende Wendung zur Besserung eintritt. Ich möchte vorläufig nicht lange mit eigenen

Beispielen aufwarten, aber wenn es gelingt, bisweilen aus Sanatorien als unheilbar Entlassene innerhalb 6 Monaten so weit zu bessern, daß sie wieder leichtere Arbeiten verrichten können, so ist das sicher für den Patienten keine Enttäuschung. Oder wenn es gelingt, eine tuberkulöse Knochenfistel nach dreijähriger erfolgloser Höhenkur in drei Monaten zu schließen, oder eine seit zwei Jahren bestehende tuberkulöse Hüftgelenkentzündung in fünf Monaten auszuheilen, so daß der Patient seine abgebrauchten Krücken wegwerfen kann, so ist das wiederum keine böse Enttäuschung. Das sind aber Beispiele nicht beginnender, sondern seit Jahren bestehender und anderweitig erfolglos behandelter Tuberkulosen. Daß aber die Friedmann-Methode bei beginnender Erkrankung nicht ebenso gut wirken sollte, ist eine logische Erfahrungssache. Daß sie auch hin und wieder einmal versagt, kann nicht bestritten werden, welches der besten Heilmittel in der Medizin versagt nicht einmal?

Es erübrigt sich auf die zwei letzten Absätze des erwähnten Artikels einzugehen, denn sie lassen, wie übrigens der ganze Artikel, erkennen, daß der Autor nichts weniger als „ruhig und unvoreingenommen“ dem Friedmann-Problem gegenübersteht. Ich finde denn doch, ein Problem wie dasjenige eines Volksheilmittels gegen Tuberkulose verdiene eine etwas gründlichere Behandlung. Ebenso finde ich es nicht am Platze, seine Anhänger kurzerhand als Lärmacher hinzustellen und sie mit allerlei Prädikaten zu versehen.

Noch ein kurzes Wort über den zweiten Artikel in gleicher Nummer, der vom Deutschen Zentralkomitee zur Bekämpfung der Tuberkulose in einem Kreisschreiben versandt wurde. Ich greife nur den einen für uns sehr wichtigen Satz heraus: „Irgend welche Erfolge, die über das Maß der üblichen Heilstättenfolge hinausgehen, sind nach den beim Vorstande eingelaufenen Nachrichten und eigenen Erfahrungen nicht beobachtet worden.“ Schöner ist die Wirkung des Friedmann-Mittels von gegnerischer Seite noch nie bezeugt worden. Diese Erklärung besagt mit anderen Worten, daß die Friedmann-Behandlung der Heilstätten ungefähr gleichkommt. Mit diesem Urteil können wir uns vorläufig zufrieden stellen. Die Schlußfolgerungen über diese Bezeugung wollen wir nicht weiter darlegen, sondern sie zu ziehen ruhig dem Leser überlassen. Ich glaube nur, die Erklärung des deutschen Zentralkomitees zur Bekämpfung der Tuberkulose sei geeignet, auch von den Gegnern des Friedmann-Mittels in aller Stille erwogen zu werden, statt über den „Lärm“ der Friedmann-Anhänger Volksaufklärung zu treiben. Auf eine solche Erklärung von offizieller Stelle haben vielleicht gerade die „Stillen im Lande“ gewartet.

Unmittelbar nach Abschluß obiger Erwiderung erhielt ich ein umfangreiches Werk, 400 Seiten stark, aus französischer Feder betitelt:

„Vaccin de Friedmann“. Vaccination antituberculeuse chirurgicale et pulmonaire par le Dr. Gaston Daniel de Marseille, Président de la Ligue Francaise antituberculeuse, Lauréat de l'Académie (Paris Editeur Eugène Figuière, 166 Boulevard Montparnasse, 1932).

Es sei besonders den Friedmann-Gegnern zum Studium empfohlen.

Doktor Sport

Otto Nebel

Es wird euch nicht wundern zu erfahren, daß sich ein Mützenfabrikant en gros leicht allerlei in den Kopf setzen kann en détail.

Hugo Sport in Pasewalk, der Erfinder der bekannten Sportmützen, litt in geradezu manischer Weise an einer blinden Verehrung aller Leute, die unter dem Schirme des Doktortitels durch das Gestöber des Daseins stolzieren.

Als er in die Umstände kam, seinem ersten und einzigen Sohne einen Rufnamen zu verpassen, kam ihm der glückliche Gedanke, den Jungen mit dem Vornamen Doktor zu segnen. Das war eine grandiose Eingebung, deren diesseitige Tragweite selbst der Pastor in Pasewalk nicht zu Ende denken konnte.

Hugo Sports Ehefrau, eine Dame von zwei Zentnern Urmasse, heiter und sinnig, trug den Rufnamen Balbina. Balbina Sport, geborene Lau. Sie war am 31. März geboren. Ihr Vater, der selige Lau, hatte damals einfach das Kalenderblatt vor die Nase genommen und sich für diesen rundlichen Vornamen erwärmt. Der Mützenfabrikant Hugo Sport aber ließ zur Taufe seines eingeborenen Sohnes drei Vornamen in das Register eintragen: — sich selber zu Ehren natürlich den Vornamen Hugo, seiner Frau, der rüstigen Pasewalküre zu Ehren den Zwischennamen Balbinus, und schließlich als Krönung der Sache den schönen Rufnamen Doktor, so daß der Säugling als Hugo Balbinus Doktor Sport von den Behörden theoretisch zur Kenntnis genommen werden konnte. Man muß Pasewalk kennen, diesen Ort, der seit dem Abrücken der Kürassiere außer dem rapiden Geburtenrückgange auch sonst eine schwere Einbuße an Lebensfülle zu beklagen hat, um ganz zu ermessen, welche weltmännisch hinauslangende Geste in solcher Namengebung zum Ausdruck kam.

Den Jungen nannte man von Anfang an immer nur Doktor, kurzweg. Er konnte nichts dafür. Er war gesund und nie auf den Kinderkopf gefallen. Auch der englischen Krankheit war er mit gutem Instinkt ausgewichen.

Als er zur Schule kam, wurde er vom Lehrer Mix als erstem, und dann sofort automatisch von seinen Mitschülern wegen seines Doktortitels entsprechend gehänselt. Er hatte ein Gemüt gleich dem Seidenfutter einer prima Sportmütze vom Vater her, jedoch von der schweren Mutter her eine dickfellige Oberhaut über diesem Gemüte, sodaß er sehr rasch lernte, das Futter seines Wesens nach innen zu wenden und den Menschen die Lederseite zu bieten.

Nachdem er die Schule hinter sich und die Reifezeugnisse in der Tasche hatte, entschloß er sich, entschlossen wie er war, Medizin zu studieren und sich den Doktortitel zu erwerben. Gedacht, getan!

— In Frankfurt an der Oder eröffnete er alsbald als Doktor Doktor Sport eine Praxis gegen Stotterei. Der Zulauf war ungeheuer, da das Publikum schon auf der Straße das Schild mit dem doppelten Ansatz gelesen und in seiner Beschränktheit angenommen hatte, daß dieser ominöse Doktor Doktor Sport selber nicht nur aus bloßem Sport stotterte, sondern aus lauter beruflicher Gründlichkeit das wissenschaftlich exakte Stottern am eigenen Leibe probiert und ausstudiert habe.

Welch eine Ueberraschung aber war und blieb es für jeden Patienten, in der Sprechstunde zu erleben, daß Hugo Balbinus Doktor Doktor Sport ohne irgendwelche Hemmungen freundlich und fließend sprechen und dabei sogar noch wundervoll zutreffende Diagnosen aus den blütenweißen Kittelärmeln schütteln konnte.

Da war kein Halten mehr. Jeder bessere Frankfurter fing an zu stottern, die Ehefrauen brachten nur noch Stotterer zur Welt und die jungen Mädchen stießen beim Sprechen und Küssen mit den Zungen an, daß die Papageien schon gar nicht mehr wußten, was mit ihren Herrschaften gespielt wurde neuerdings.

Balbinus sah sich genötigt, sich nach einer Assistentin mit Doktortitel umzutun. Er fand in Alma Pater die, die er suchte, und, da mit ihrer Hilfe auch das Seidenfutter seines Gemütes wieder zum Vorschein kam, just die rechte Ehehälft in ihr.

Kaum war ein halbes Jahr vergangen, als sich Doktor Alma und Hugo Balbinus Doktor Doktor Sport zur glücklichen Geburt eines strammen Sohnes beglückwünschen lassen konnten.

Zur Taufe erschienen aus Pasewalk die beiden alten Sportleute. Großvater Hugo brachte hundert seidengefütterte Sportmützen mit. Die waren liebevoll ausgesucht nach Farbe, Musterung und Größe, sodaß sie von der Wiege bis zur Bahre den unterschiedlichen Charakterköpfen eines einzelnen, hochwohlgeborenen Menschen und Enkels wohl anstehen, genau entsprechen mochten. Großmutter Balbina, die schlöhweiße Pasewalküre, schenkte einen vernickelten Kürass, der es schon auf das sechste Lebensjahr des Kleinen abgesehen hatte und vor Ungeduld blitzte.

Eingedenk der Ahnen und des besonders besonnten Schicksals des jungen Vaters entschied sich die ganze Familie einmütig, dem Jungen kurz und bündig die Vornamen Hugo Professor Doktor zuzusprechen.

War damit nicht jede Gewähr geleistet, daß der Kleine ein großer Mann ohne Schwierigkeiten werden würde! War da nicht dem Schicksal gewissermaßen gar keine andere Wahl mehr gelassen! War da nicht unter dem Schirme der hundert Sportmützen auch bereits in materieller Hinsicht eine Haupt-Vorsorge getroffen, eine stoffliche Obhut angedeutet! War da etwa nicht mit dem Kürass auf Zuwachs sogar ein strahlendes Gleichnis gegeben, ein Sinnbild

der Macht und der Heldenkraft über ein junges Leben geschwenkt! Hatte da etwa nicht ein Walkürenfinger beizeiten auf Bismarcken hingeziegt! War da etwa keine Zukunftsmusik in den Windeln!

Leider wurde Hugo Professor Doktor Sport bereits als Einjähriger krank, aber dank der fachgerechten Pflege, die ihm die medizinischen Eltern angedeihen ließen, wieder gesund, jedoch in seinem dritten Lebensjahr von einem gelblackierten Omnibus totgefahren.

Soviel über den Sportbetrieb im allgemeinen und den Familien-sport im besonderen.

Stempellied

In einem kühlen Grunde,
da geht ein Mühlenrad
(wenn es noch geht) zur Stunde
nur noch per Kilowatt.
Und auch die hübsche Kleine,
die in dem Lied verblich,
ging heut wie irgendeine
vermutlich auf den Strich.
Und manche kann man sehen,
die wissen nicht wieso
sie heute stempeln gehen
und gestern ins Büro.
Und gestern früh noch munter
vielleicht in die Fabrik
und heute gehn sie unter
zu dreizehn Mark pro Stück.
Und morgen vielleicht leise
statt froh durch die Allee,
auf eine dumme Weise
sogar in einen See.
Und alles geht im Grunde
wie dieses Mühlenrad
schön langsam vor die Hunde —
das dort gemahlet hat.

Franz Zorn

Raummangel II

Es ist gut, daß ich wenigstens etwas für die medizinische Fachpresse tun kann. Sie hat keinen Raum. Also muß man mit ihr aufräumen. Das wird gründlich und schnell geschehen. Ordnung muß sein. Bald wird die medizinische Fachpresse sich nur noch über Mangel zu beklagen haben. Ich habe der Oeffentlichkeit schon mitgeteilt, daß die Deutsche Medizinische Wochenschrift es besonders schwer hat. Die Redaktion will durchaus die Tuberkulose retten. Sie scheint für die Medizin unerlässlich. Die Redaktion freut sich über jeden Brief, den ihr ein verehrter und lieber Herr Kollege schickt. Nur darf er der Tuberkulose nichts antun. Herr Professor von den Velden hat sie nun einmal, wenn auch nicht in die Lunge, aber in sein Herz eingeschlossen. Er läßt der Tuberkulose nichts antun. Sie muß gerettet werden. Sonst faßt ihn der Menschheit ganzer Jammer an. Er spuckt Blut, wenn man seine Lieblingskrankheit auch nur in ihren Aeußerungen verhindern will. Da gibt es z. B. einen medizinischen Universitätsprofessor, der das Friedmann-Mittel bei seiner eigenen Familie, bei seinen Angehörigen und bei sehr zahlreichen Patienten seit dreizehn Jahren erfolgreich angewendet hat. Der Herr Professor nimmt an, daß solche Tatsachen vielleicht die Deutsche Medizinische Wochenschrift interessieren könnten. Er hat allerdings nicht gewußt, daß derartige Aufsätze in die Archive gehören. Nicht aber in die Deutsche Medizinische Wochenschrift. Sie hatte nämlich absolut keinen Raum. Vor allem nicht für diskutierte Angelegenheiten. Insbesondere unter gar keinen Umständen, wenn der Tuberkulose dabei etwas passieren könnte. Womöglich durch das Friedmann-Mittel. Schade. Herr Professor von den Velden hatte sich schon so sehr gefreut:

„Sehr verehrter und lieber Herr Kollege!

Wir hatten uns schon sehr gefreut, einen „Brief“ von Ihnen zu bekommen. Nun ist es „leider“ eine Arbeit, die wir Ihnen zurücksenden müssen (was Sie uns bitte nicht verübeln wollen), da wir die doch noch immer sehr diskutierte Angelegenheit gerade in dieser allgemeinen Form nicht bringen können. Eine mit einzelnen Tatsachen belegte Arbeit würde aber in ein Archiv gehören, weil sie für uns zu groß wäre. Sie werden es also verstehen, warum wir Ihnen mit bestem Dank das Manuskript zurückreichen.

Hoffentlich geht es Ihnen sonst recht gut.

Mit besten Grüßen und Empfehlungen bin ich
stets Ihr ergebenster

Von den Velden.“

Es versteht sich, daß es dem verehrten und lieben Herrn Kollegen sonst recht gut geht. Er hat nämlich eine Menge Menschen von der Tuberkulose geheilt. Und zwar mit dem Friedmann-Mittel. Allerdings ohne Genehmigung der Redaktion der Deutschen Medizinischen Wochenschrift. Und die Genehmigung kann sie nur

aus Raummangel nicht geben. Das wird man ihr bitte doch nicht verübeln wollen. Aber der Universitätsprofessor der Medizin ist auf Grund seiner therapeutischen Erfolge offenbar Optimist geworden. Noch gibt es München, das zwar nicht in Deutschland, aber immerhin in Bayern liegt. Dafür gibt es dort die Münchener Medizinische Wochenschrift. Das Erstaunliche geschieht: München und Berlin gehen konform. Verschwunden ist der Rassenhaß. Es bleibt dabei: Tuberkulose über alles in der Welt!

„Mitteilungen der Schriftleitung der Münchener Medizinischen Wochenschrift.“

Sehr geehrter Herr Professor

Für die Uebersendung Ihres Manuskripts „Der Friedmannsche Impfstoff bei Augen-Tuberkulose des Menschen“ danke ich Ihnen verbindlichst. Zu meinem Bedauern ist es mir aber nicht möglich, den Artikel in unserer Wochenschrift zu veröffentlichen, da ich grundsätzlich weitere Mitteilungen über den Friedmann-Impfstoff verweigere, solange Professor Friedmann in unwürdiger Weise Laienpropaganda treibt und sich nicht scheut, sich mit ärztefeindlichen Organisationen einzulassen und auch seinerseits in der Tagespresse die schwersten Verdächtigungen gegenüber der Aerzteschaft auszusprechen.

In vorzüglicher Hochachtung

gez. Dr. Spatz.“

Immer mit die Ruhe. Selbst Herr Professor Friedmann wird die Laien nicht verhindern können, die Propaganda zu treiben, die Laien für richtig halten. Wir Laien brauchen ja nicht die Genehmigung der medizinischen Fachpresse, um uns von einer Krankheit zu heilen. Wir Laien haben es gut. Wir können selbst auf die Beziehungen zur Tuberkulose verzichten. Wir können uns sogar gesund machen lassen, auch durch das Friedmann-Mittel, wenn es uns Spaß macht. Ja, so sind die Laien. Ohne Rücksicht auf die Fachpresse. Man sollte die Laien restlos abschaffen, damit die Redakteure wenigstens ihre wissenschaftliche Ruhe haben. Die Laien sind nicht grundsätzlich ärztefeindlich. Der Herr Professor Friedmann ist es bestimmt auch nicht. Sonst hätte er ja einen anderen netten Beruf ergreifen können. Es gibt so viele nette Berufe. Hingegen ist es von dem Herrn Professor Friedmann unverzeihlich, wenn er schwerste Verdächtigungen zwar nicht gegenüber der Aerzteschaft, aber gegenüber einzelnen Aerzten ausspricht. Warum bemühen sich diese angegriffenen einzelnen Aerzte nicht, gegen diese schwersten Verdächtigungen, nämlich gegen alle diese begründeten Beweise, etwas zu unternehmen. Das brauchen natürlich die einzelnen Aerzte nicht zu wissen, aber wir Laien können es ja diesen einzelnen Aerzten verraten, daß vor nicht allzu kurzer Zeit die Institution des Gerichts erfunden worden ist. Die Jura ist zwar eine andere Fakultät, sie wird aber nach Kenntnis der Laien bisher noch amtlich anerkannt. Oder ist etwa jeder Arzt an sich und durch sich schon unangreifbar. Auch wenn er Angriffe gegen Krank-

heiten unterläßt. Oder wenn selbst der Herr Professor Friedmann einzelne Aerzte mit schwersten Verdächtigungen angegriffen haben sollte, was können die unglücklichen Patienten dafür, die man schlicht mit dem Friedmann-Mittel heilen kann. Der Patient ist zwar ein Duldender. Dulden soll ja eine vornehme menschliche Tätigkeit sein. Aber schließlich wird es einigen Geduldigen doch zu viel, wenn man etwa immer Blut spuckt. Da geht vielen Leuten sogar die geduldigste Puste aus. Und wenn man den Auswurf beseitigen kann, kommt es doch nicht auf einen Anwurf von Herrn Friedmann an. Es ist ganz amüsant, Bazillen zu beobachten, wie sie wachsen, blühen und vernichten. Reinkultur ist etwas sehr Schönes. Aber auch die Kultur hat ihre Grenzen. Wenn man nämlich letal abgeht, nützt einem die amüsanteste Reinkultur nichts mehr. Also seien wir schon im Interesse der Kultur friedlich und verhindern wir die Kranken nicht weiter daran, sich am Leben und Treiben der Bazillen zu erfreuen und sie in den Laboratorien und in der Fachpresse zu bewundern. Aber aus dem Körper sollen sie heraus. Auch wenn sie einzelnen Aerzten verdächtig sind. Und gerade in diesem Kampf für das Friedmann-Mittel erleben wir es zu unserer großen Freude, zu unserer Laienfreude, täglich mehr, daß die Aerzte nicht länger die Absicht haben, sich ihrer sittlichen Berufspflicht zu entziehen: Krankheiten zu heilen und zu verhüten. Mit dem Rest der Aerzte, die sich in die Archive zurückziehen, werden wir Laien zum höchsten Erstaunen dieser Herren recht bald fertig sein. Sonst soll es ihnen hoffentlich recht gut gehen.

Herwarth Walden

Der eingestellte Heilstätten-Chefarzt

Aus einem Heilstätten-Brief aus einer großen Lungenheilstätte vom 11. Februar 1932: „Wie Sie aus den Akten feststellen können, bin ich am 23. 12. 31 im Friedmann-Institut zum ersten Mal geimpft. Die Kaverne war apfelgroß über drei Rippen. Am 7. 1. 32 zeigte der Film eine Verkleinerung der Kaverne um die Hälfte.“

Der Chefarzt, Herr Professor S., war so überrascht, daß er die mir vorgeschlagene Plastik sofort fallen ließ.

Der Oberarzt ist ein tüchtiger Chirurg. Er ist aber durch meinen Fall meines Erachtens überzeugt und sagte kürzlich, er möchte mal zweihundert Mann mit dem Friedmann-Mittel durchimpfen, wenn nur der Chefarzt anders eingestellt wäre. Er würde sein Messer gern weglegen. Bis heute verdanke ich dem Friedmannschen Mittel schon sehr viel, zumindest meine Rippen. Der Chefarzt hat nämlich auf die vorgeschlagene Plastik jetzt verzichtet . . . Hier war schon ein wahrer Aufruhr, denn daß eine große Kaverne in vierzehn Tagen um die Hälfte kleiner wird, ist noch nicht dagewesen.

Es bleibt also nur die Frage zu lösen, wie man Einstellungen umstellt. Oder wie man Stellungen nimmt. Ça ira.

Gez. B., Gemeindeobersekretär.“

H. W.

Volare necesse est

André von Kún

Volare necesse est. Fliegen tut not. Man fliegt immer höher. Und schneller. Wir kommen weiter.

Progredimur. In freier Uebersetzung: Wir kommen immer weiter, wir entwickeln uns aus der Verwicklung.

„Wir“ ist die Menschheit in Gesamtheit. Die Menschheit in Entwicklung. Die Entwicklung verwickelt sich aber. Wissenschaftlich, künstlerisch, ideell, materiell, sozial und vor allem menschlich. Seit 1918, dem Bestattungsjahr der lieben, guten, alten Zeit, stürzt das Alte, ohne daß neues Leben aus den formvollendeten Ruinen entsteht. Das neue Leben, ein wirklich neues Leben, ist in der Entstehung begriffen, aber nicht bei uns.

Mit Böswilligkeit könnte man sagen, daß das menschliche Vorwärtskommen, bis auf technische Erfindungen, überhaupt stockt.

Auf einem einzigen Gebiete des heutigen Lebens ist ein grades Vorwärtskommen da. In der Fliegerei. Da haben „Volare necesse est“ und „Progredimur“ einen Zusammenhang.

Das Fliegen fliegt weiter zum Wohl der Menschheit. Zum Wohl einer kommenden menschlicheren Menschheit.

Immer neue Maschinen. Vollkommener, sicherer, bequemer und schneller.

Tempo tausend. Wofür? Lohnt es sich für das Heute? Schnell, schneller, am schnellsten vorwärtskommen. Im Interesse? Oder in Interessen.

Zurück zur Technik. Vorwärts zur Technik.

Es gab früher kleine, unsichere, gebrechliche Flugzeuge. Die Aufforderung „Mensch fliege“ war mit Lebensgefahr verbunden.

Schon diese Maschinen erreichen das Ziel des Fliegens: Entfernungen schrumpfen sprungartig zusammen. Es gibt keine Entfernung!

Die heutigen Flugzeuge sind weder klein, noch unsicher. Sie sind groß und sicher. Die neuesten Modelle mit einer Reisegeschwindigkeit von über 200 Stundenkilometern und einer Höchstfluggeschwindigkeit von 227 Stundenkilometern übertreffen alle Maschinen im bisherigen deutschen Flugverkehr.

Und morgen gibt es wieder neue Modelle, die die neuesten Maschinen von Heute wieder erheblich übertreffen.

Uebermorgen auch. Ohne Ende der Entwicklung.

Fliegen tut not. Fliegen ist Leben.

Not ist Gegenwart.

Fliegen ist Zukunft. Zukunft.

Hinaus über die Not. Ueber die Verordnungen der Not. Hinaus über das Heute: In die Gegenwart der Zukunft!

Die Luftvehikel mit farbigen Scheinwerfern

Daß sich die Luftschiffahrt der Nacht bemächtigen möchte, ist allgemein bekannt.

Daß sie sich der Nacht noch nicht bemächtigt hat, ist sehr wohl motiviert; auf der Erde ist es des Nachts noch nicht hell genug.

Ist es aber erst durch die Glasarchitektur unten hell geworden, so wird es auch oben in den Lüften hell werden; die Luftvehikel werden mit farbigen Scheinwerfern ausgerüstet, die gleichzeitig für eine Signalsprache Verwendung finden, so daß eine Verständigung mit den Scheinwerferstationen der Erdtürme überall möglich wird und dem Farbenspiel unten wie oben auch einen praktischen Wert verleiht.

Es greifen hier die Entwicklungsfaktoren überall harmonisch ineinander und verwandeln langsam aber stetig das Leben auf der Erdoberfläche vollständig.

Die Umwandlungen, die die Dampfbahn hervorbrachte, sind nicht so bedeutend und umfassend gewesen wie die bevorstehenden Umwandlungen, die der Glas- und Eisenbau hervorbringen muß. Der Hauptfaktor dabei ist zweifellos der Eisenbeton.

Paul Scheerbart

Der Stuhl

Ein plastischer Akt

Rudolf Blümner

Personen: *Egon Krösus, ein Kunstmäzen*

Gerold Vonunten, Professor der Plastik

Ort der Handlung: Das Bildhaueratelier des Professor Gerold Vonunten

Krösus: (tritt ein) Gott grüße das Handwerk, großer Meister.

Vonunten: Ihr Diener, Herr Schatzrat.

Krösus: Und das mit Recht. Wie wär's denn?

Vonunten: Sie brauchen nur zu wählen, Herr Schatz—

Krösus: Was haben wir denn Neues?

Vonunten: Da wäre zunächst diese kleine Giraffe aus Bronze.

Krösus: Aber, Meister, ich habe doch schon drei Giraffen zu Hause stehen.

Vonunten: Oder diese Fledermaus aus karrarischem Marmor?

Krösus: Die Tiere hängen mir schon zum Halse raus.

Vonunten: Vielleicht gestattet mir der Herr Schatzrat eine neue Sitzung?

Krösus: Wollen Sie denn aus mir mit Gewalt einen Cerberus machen?

- Vonunten: Nicht doch, Herr Schatzrat, nur daß Ihre neue Barttracht, besonders die Fliege, mich als Tierplastiker künstlerisch lebhaft reizen würde.
- Krösus: Die Fliege muß wieder runter. Meine Frau stößt sich daran.
- Vonunten: Oder Frau Gemahlin? Mehr als dreizehn Büsten dürften Sie in dem Genre nicht haben.
- Krösus: So praeter propter. Man sieht sich leicht daran über.
- Vonunten: Aber vielleicht zur Abwechslung nicht nur die Büste, sondern mal alles?
- Krösus: Ich bin in der letzten Zeit arg menschenscheu geworden.
- Vonunten: Dann aber, Herr Schatzrat, ist meine Wissenschaft zu Ende.
- Krösus: Muß es denn immer ein Tier oder ein Mensch sein?
- Vonunten: Was schlagen Sie vor?
- Krösus: Kennen Sie Veit Vonoben?
- Vonunten: Vonoben? Vonoben?
- Krösus: Den bekannten Stillebener.
- Vonunten: Ach den, jawohl, sehr begabt, sehr geschickt.
- Krösus: Vonoben hat mir ein sublimes Stilleben gemalt. Sie kennen meinen gotischen Stuhl?
- Vonunten: Persönlich drauf gesessen, Herr Schatzrat.
- Krösus: Vonoben hat ihn zum Greifen gemalt, zum Greifen, sage ich Ihnen. Was sage ich? Zum Sitzen. Er mußte ihn beinahe zweimal malen. Hatte ihn feucht an die Wand gestellt. In Lebensgröße versteht sich. Will sagen, — in, na Sie verstehen mich, in natürlicher Größe, des Stuhls natürlich. Kennen Sie Hinterraus? Professor Hinterraus? Der hat sich draufgesetzt, was ich Ihnen sage, mitten ins Bild. Sie kennen doch die Geschichte von Zeuxis und Apelles?
- Vonunten: Ach ja, die beiden, sehr gut sogar.
- Krösus: Nu hören Sie mal, den Stuhl müssen Sie mir verplastiken.
- Vonunten: Sie meinen?
- Krösus: Ja. 'ne schöne Plastik. Vom Stuhl.
- Vonunten: Gott ja, warum nicht? Mal was anderes? Alltäglich ganz gewiß nicht. Der Stuhl könnte mir sogar gut liegen.
- Krösus: Na denn ran, hauen Sie los.
- Vonunten: Und wie denken Sie sich das? Marmor wäre nicht schlecht.
- Krösus: Zu schwer, Meister, viel zu schwer.
- Vonunten: Dann greifen wir zu Bronze.

Krösus: Zu kalt, Meister, viel zu kalt.
Vonunten: Dann bliebe nur Gips. Aber das ist mir zu riskant.
Krösus: Nee, nee, nee. 'n bißchen solid muß die Sache schon sein.
Vonunten: Dann ist leider mein Latein —
Krösus: Kennen Sie Vonvorn?
Vonunten: Ach, den Holzler?
Krösus: Richtig. Der macht pike Sachen, sage ich Ihnen, aus Holz.
Vonunten: Ja, sehr anmutig. Recht schmuck.
Krösus: Nu hören Sie mal, nu sehen Sie mal. Ich möchte so 'ne Holzplastik haben. Können Sie nicht Holz nehmen?
Vonunten: Holz? Für den Stuhl? Hölzernes Holz? Warum nicht? Es geht alles.
Krösus: Jeden Dreck dürfen Sie natürlich nicht nehmen. Der Stuhl ist schwere Eiche. Ich denke, wir bleiben dabei.
Vonunten: Eiche macht immer einen soliden Eindruck.
Krösus: Sehen Sie, Meister, wir kommen uns schon näher. Und die Hauptsache bleibt Lebenswahrheit. Echtheit und natürliche Größe.
Vonunten: Das ist Ehrensache. Und wegen der paar Wurmstiche lasse ich mir keine grauen Haare wachsen.
Krösus: Bravo! Also —?
Vonunten: Herr Schatzrat werden einen Stuhl vom andern nicht unterscheiden können.
Krösus: Ich freue mich schon, wenn Hintenraus auf den Stuhl reinfällt.
Vonunten: Das wird ein diebischer Spaß.
Krösus: Und es geht vorwärts in der Kunst.
Vonunten: Ein goldenes Wort.
Krösus: Auch das. Denn Sie wissen ja, ich lasse mich nicht lumpen.

Porträts in Prosa

Osbert Sitwell inseriert in Londoner Zeitschriften: „Ich nehme Bestellungen auf Porträts in Prosa entgegen. Ganze Figuren für hundert Guineen, Brustbilder für die Hälfte und Gruppenbilder in Reimen für das Doppelte. Allgemeine Versform entsprechend teurer. Anmeldung an das Sekretariat 2 Carlyle Garden, Chelsea“. Der „Prosamaler“ behauptet, seine Kunst stünde höher als die der Stümper, die mit Farben arbeiten. Farbenmischungen seien nämlich begrenzt, während die unerhört ausdrucksreine englische Sprache unbegrenzte Möglichkeiten für den „Charaktermaler“ bietet, der seine „Prosagemälde“ bis in die feinsten Einzelheiten ausarbeiten kann. Darum sei die obige Anschrift genau angegeben!

Rampenrummel

Sprechbeamte sprechen

Ort der Handlung: St. Helena. Auf der Bühne der Berliner Volksbühne. In der Mitte der Handlung „Der Gefangene“. Monsieur Napoléon persönlich, wie er lebt und leibt. Das heißt: wie Herr Alexander Moissi das Leben und Leiben des Franzosenkaisers vorstellt. Der Alexander den Napoléon.

Bühnenschriftsteller und Dramatiker Alexander Moissi kam auf den smarten Gedanken, die Zwiespälte zwischen Mensch Napoléon und Heros Napoléon „aufzuzeigen“. Dieser fast interessante Gedanke fiel im Lauf der Zeit mehreren Schriftstellern ein. Sie haben das Zwiespalt-Problem fallweise mit und ohne Geschick „erledigt“. Alexander Moissi geht nicht so weit. Er begnügt sich, unwesentliche äußere Geschehnisse in äußerliche Wörter zu verpacken. Man hört Wörter. Keine Worte. Beziehungen hat Moissi nicht zu dem Menschen, noch zu dem Heros Napoléon.

Nicht nötig. Ein Sprechbeamter setzt sich kunst-ulkshalber an seinen kunstgeschnitzten Schreibtisch und schreibt eine Bombenrolle für einen Kollegen. Für Albert Bassermann, der, einmal gestaltender Schauspieler, sich auf den formvollendeten Sprechbeamten zurückgezogen hat.

Sprechbeamte sprechen. Schade, daß sie nichts — sagen. Das heißt: Premiere des großangelegten Napoléon-Dramas . . .

Ahoi: Der Neger ist ein Mensch

Mister Eugene O'Neill ist reinrassiger Ire. Folglich Vollblutamerikaner. Er rollt das Rassenproblem der USA. auf. Das Problem Schwarzweiß. Das weißschwarze Problem heißt: „Alle Kinder Gottes haben Flügel“.

Was hat der liebe Gott mit den Kindern einerseits, andererseits mit den Flügeln zu tun. Und wie stellt sich der liebe Gott zu den geflügelten Worten des Vollblutamerikaners Eugen O'Neill? Dies zu erfahren, technisch unmöglich, wäre interessanter als das Rasseproblemstück. Das nach sehr geschickt konstruierten Szenen und nach endlosen Längen zu einem aufreizend originellen Ergebnis kommt. Die Gegensätze zwischen Weiß und Schwarz sind nicht zu beseitigen. Man hat es schon lange gewußt. Oder man dachte darüber schon immer anders.

Der irische Vollblutyankee hat uns nichts erzählt. Er ist zwar ein Kind Gottes. Aber ohne Flügel im Sinne Gottes.

Jedoch das wichtigste: das flügellose irisch-amerikanische Dramatikerkind Gottes hat festgestellt, daß auch die Neger Menschen seien. Ahoi!

Psychologische Ablehnung der Philosophie

Ferdinand Bruckner, beglaubigter Spezialist für Zeittheaterpsychologie, beliebt in seinem neuesten Werk festzustellen, daß die Weisheit aus den Büchern der Philosophie in dem Augenblick nichts mehr taugt, wenn es echter Ernst wird. Im Leben.

Das Werk heißt: „Timon“. Deutsches Theater.

Spartakus-Ehrenrettung

Heinz Pol unternahm eine gutgemeinte Spartakus-Ehrenrettung. In seinem „Kampf um Kolbenau“.

Ein Feuilleton, über dem verschiedene Geister, insbesondere der Geist Gerhart Hauptmanns, schweben.

Schade um die Schweben im Komödienhaus.

Mensch und Maschine

Hannes Reutter behandelt in dem Schauspiel „Der große Krumme“ das gerade Thema: Wer wird der Sieger bleiben. Maschine über Mensch, oder Mensch über Maschine. Vielleicht Mensch und Maschine.

Theater am Schiffbauerdamm.

Lieselottekäthe

Liese ist ein Name. Auch Lotte. Und Käthe.

Das ist der Inhalt eines neuen Singspiels: „Liselott“. Hauptrolle: Käthe Dorsch. Seit „Friederike“ beglaubigte Operettensängerin. Zwar ohne Stimme. Aber mit Musikalität.

Auch der Komponist Künnecke empfindet musikalisch. Und beherrscht das Technische. Seltenheit bei Operettenkomponisten.

Erfolg im Admiralspalast.

André von Kün

Dichtung und Wahrheit

Jean Araguy, langjähriger Hausdichter des Grand-Guignol-Theaters in Paris, erhielt den Auftrag, ein Stück zu schreiben, dessen Hauptszene eine Gehirnoperation auf offener Bühne ist. Nach Durchsicht des Manuskriptes wohnte Direktor Jouvin einer solchen Operation in der Klinik von Professor Pauche bei, um festzustellen, ob der Verfasser die große Sensation des neuen Stücks lebenswahr geschildert hatte. Das war der Fall. Nach der Operation erzählte Jouvin dem Stückschreiber alle Einzelheiten des ärztlichen Eingriffs. Mit dem Ergebnis, daß Araguy in Ohnmacht fiel. Der Direktor staunte: „Was hast Du? Ist Dir bei der Auffassung der Hauptszene auch übel geworden?“

„Nein, ich hätte mir doch niemals träumen lassen, daß eine Gehirnoperation wirklich fürchterlich sein könnte!“

Tonflimmernebengeräusche

Emil und die Manuskriptdetektive

„Emil und die Detektive.“ Ein komischer Film. Komisch dadurch, daß er für Jugendliche freigegeben ist.

Emil und die Manuskriptdetektive. Ein Problem. Problem dadurch daß der neue Janningsfilm mit dem edlen Titel „Stürme der Leidenschaft“ zum hundertfünfundsiebzigsten Male den Beweis brachte, daß die deutschen Manuskriptdetektive endgültig versagen. Sie hätten die Pflicht, neue Gebiete für den Tonfilm zu erschließen. Der stürmischen Leidenschaft der Produzenten können aber brot- und geldhungrige Textverfasser nicht widerstehen. Sie unterliegen.

Seit Monaten ist europäische und außereuropäische Unterwelt große Filmmode. In jedem zweiten Tonfilm hört man Maschinengewehrknatter. Alkoholschmuggler, Zuhälter, Banditen, Ganoven kleinen und großen Formats wälzen sich auf der Tonflimmerwand. Mord, Totschlag, Straßengefechte und ähnliche Scherze bilden das Schema der Großtonfilme.

Die Unterwelt zieht und hütet Filmfabriken vor Unterbilanz.

Auch Emil Jannings, gelegentlich Menschendarsteller, spielt in seinem neuen Film einen Unterweltler. Gut. Was nützt es?

Was nützen gute Regisseure und gewandte Kameramänner, wenn die Manuskriptdetektive vom Kartell der Unterweltfilmfabrikanten gezwungen werden, ausschließlich Schmutz und Schund zu liefern.

Die gesamte deutsche Filmindustrie erfüllt ihre Mission in Sachen Kultur und fördert die Volksverblödung. Nach bestem Wissen ohne Gewissen. Also: Planwirtschaft!

Nachtlokal-Notverordnung

Achtung, Gesetzgeber der Deutschen Republik! Wir schlagen vor, die Reichsverfassung zu ergänzen, und schlagen vor, die gesetzliche Reglung einer Lebenswichtigkeit. Es muß festgefügt werden, was sich in der Praxis glänzend bewährt hat: Daß in jedem deutschen Tonfilm mindestens zwei Szenen in einem Nachtlokal gespielt werden. So wird das Kino endlich zur moralischen Erziehungsanstalt des deutschen Volkes. Und der benachbarten Nationen.

Dr. phil. G. Räusch

Die Gedenktafel

Der Lustspielautor Louis Verneuil bummelt mit einem jungen Kollegen. Die beiden kommen an dem Hause vorbei, auf dessen Wand die Gedenktafel Joris Karl Huysmans ist. Der junge Mann bleibt vor der Tafel stehen: „Glauben Sie, lieber Verneuil, daß man an dem Hause, in dem ich jetzt wohne, später auch eine Gedenktafel anbringen wird?“ — „Natürlich“, lächelt Verneuil, „mit der Anschrift: Hier ist ein möbliertes Zimmer zu vermieten.“

Unamuno junior

Miguelle de Unamuno hat zwei Jungens. Die beiden liefern dauernd für die Kindermundsparte der spanischen Presse. Einmal versuchte der zehnjährige Unamuno seinen nur achtjährigen Bruder über die Rechte der Erstgeborenen sachlich aufzuklären: „Weißt Du denn nicht, daß der Jüngere immer nachgeben muß?“ — Unamuno der Kleinste war tief beleidigt: „Hätte ich das rechtzeitig erfahren, wäre ich bestimmt nicht zur Welt gekommen!“

Pranger

Herr Heilstättenarzt Roepke

Herr Roepke in Melsungen ist böse. Er hat schon 1919 in der Deutschen Medizinischen Wochenschrift gegen das Friedmann-Mittel Stimmung zu machen versucht. Worauf er so stolz ist, daß er seinen Artikel aus dem Jahre 1919 im Januar 1932 zitiert. Das „Melsunger Tageblatt“ hat die Ehre, dieses Zitat zu verbreiten, soweit es ihm möglich ist. Wenn man Deutsche Medizinische Wochenschrift wäre, könnte man auf die Archive zurückgreifen und etwa zitieren, wie Professor Friedmann in der Berliner Klinischen Wochenschrift 1920 Nr. 1 und Tierarzt Holz-Stellingen in der Wiener Medizinischen Wochenschrift 1927, ferner Dr. Kröner 1931 den Herrn Roepke aus Melsungen widerlegt haben. Herr Roepke aus Melsungen, Arzt der dortigen Eisenbahner-Lungenheilstätte, ist böse. Das Friedmannsche Mittel wird weiter mit Erfolg angewandt. Sogar bei seinen Patienten, die er als ungeheilt entläßt. Wie immer wieder festzustellen ist: die Tuberkelbazillen interessieren sich nicht für gute Luft. Auch Melsungen bekommt ihnen gut. Um Herrn Roepke das Leben der Lungenkranken leichter zu machen, sei ihm aus 1931 folgende Urkunde mitgeteilt:

„Ich bin nach drei Monaten erfolgloser Behandlung in der Heilstätte von Professor Roepke am 19. 5. 31 arbeitsunfähig mit offener Lungentuberkulose entlassen worden, habe am 24. Juni und am 26. September 31 zwei Friedmannsche Impfungen bekommen, worauf meine sämtlichen Beschwerden einschließlich Husten und Auswurf verschwunden sind, sodaß mich mein Bahn-Vertrauensarzt Dr. Schenk voll dienstfähig geschrieben hat. Ich arbeite dauernd im Außen- und Innendienst und soll zur Ausbildung kommen.“

Der Name dieses Eisenbahnhilfsweichenwärters und das Originalschreiben vom 20. Januar 1932 steht jedem Interessenten zur Verfügung. Herr Roepke kann noch viele solcher Mitteilungen erhalten. Herr Roepke kann sich weiter darauf verlassen, daß auch die Kranken von Melsungen die nötige Aufklärung erhalten werden. Jetzt wird aber die Postüberwachungsstelle doch etwas zu tun bekommen.

Herr Heilstättenarzt Ulrici

Herr Ulrici schreibt aus Beetz-Sommerfeld einigen Unsinn über das Friedmann-Mittel. Auch Herr Ulrici ist böse. Er erzählt von Einschüchterungsversuchen, Drohungen und persönlichen Verunglimpfungen. Trotzdem wandern seine Patienten, ja eigene Angestellte fortgesetzt zu Friedmann ab und — werden geheilt. Einige Heilstättenärzte und ein paar infizierte Professoren tobten gegen das Friedmann-Mittel. Wenn man ihre Tobsucht mit etwas frischem Wasser sachlicher Aufklärung beruhigt, fühlen sie sich bedroht und eingeschüchtert. Viele Menschen haben nun einmal die Eigentümlichkeit, nicht sterben zu wollen. Und sei es auch in guter Luft. Auch, wenn die wissenschaftliche Unfähigkeit einiger Aerzte dadurch leidet. So sind die Menschen nun einmal. Um auch Herrn Ulrici aufzuklären, stelle ich den Patienten der Lungenheilstätte Beetz-Sommerfeld für ihre Mitteilungen die Seiten dieser Zeitschrift zur Verfügung und zwar unter dem Schutz des Redaktionsgeheimnisses. Im übrigen war Herr Ulrici als Parteigutachter für den Plagiator des Friedmann-Mittels tätig. Es handelt sich um den Fall vor dem Reichsgericht 1923, über den ich auf Seite 6 dieser Zeitschrift (Heft 1) berichtet habe. Obwohl Herr Ulrici alles aufbot, um die Neuheit und Wirksamkeit des Friedmann-Mittels bei Mensch und Tier zu bestreiten, wurde er abgewiesen und der Plagiator, sein Schützling, von allen Instanzen, Amtsgericht, Kammergericht und Reichsgericht kostenpflichtig verurteilt.

Herr Behn

In der Kieler Zeitung warnt ein Herr Sanitätsrat Behn „auf Grund eigener schlechter Erfahrungen vor der Anwendung des Friedmannschen Mittels“. Wie festgestellt ist, hat Herr Behn nur soviel mit dem Friedmannschen Mittel aus eigener Erfahrung zu tun, daß ein von ihm 6 Jahre lang erfolglos behandelter inzwischen schwer cavernös gewordener Patient sich hinter seinem Rücken, wie er das so nennt, durch das Friedmann-Institut hat impfen lassen. Herr Behn hat also demnach überhaupt keine Erfahrungen. Er ist nur böse, daß andere Kieler Aerzte das Mittel mit glänzenden Erfolgen anwenden und daß Menschen hinter seinem Rücken gesund werden

können. Wenn er mit seiner Vorderseite die Heilung herbeiführen könnte, brauchten sich die Patienten nicht hinter seinen Rücken zu bemühen. Der stellt wohl eine Ansicht dar, aber die Ansichten über die Ansichten sind eben verschieden. Und wenn Kranke vornerum und hintenrum nicht geheilt werden, kommen sie eben zu einer eigenen Ansicht. Diese berühmte eine Patientin erhielt nach der Impfung die ausdrückliche Weisung, jede Bestrahlung, insbesondere Sonnenstrahlen streng zu vermeiden, trotzdem nahm sie einige Monate später, vielleicht auf den Rat eines Sanitätsrats, Sonnenbäder. Der Patient ist also zwar mit dem Friedmann-Mittel behandelt, aber nicht nach Friedmann. Trotzdem stellt der Röntgenologe über diese Patientin auf Grund des Röntgenbildervergleichs fest: „In der stärkeren Verschwiebung muß man doch unbedingt einen Heilvorgang annehmen, die gute Tendenz ist trotz der Kavernen unverkennbar... Vor allem ist die Verschwiebung infraclavikular massiger geworden, die Kavernen sind fester umgriffen, auch erscheinen sie deutlich kleiner.“ Dies trotz Sonnenbädern. So sieht die Ansicht des Herrn Behn also von vorn aus. Natürlich kann ein Arzt das schlechte Erfahrungen nennen, wenn ihm die Patienten davonlaufen. Sei es auch nur zu dem Zweck, um geheilt zu werden.

Herr Heilstättenarzt Schröder

Herr Schröder aus Schömberg kann sich die frappante Heilung von Patienten durch das Friedmann-Mittel nur so erklären, daß er die Identität der Röntgenplatten vor und nach der Behandlung bestreitet und behauptet, sie stammen von verschiedenen Patienten. Lieber Verleumdung als Erkenntnis.

H. W.

Gemeinschaftsarbeit

Dumas père wurde oft beschuldigt, seine Dramen nicht selbst zu schreiben. Man sagte ihm nach, er baue nur die großen Szenen auf und ließe die Ausarbeitung durch unbemittelte Schriftsteller billig und mühelos besorgen. Er wurde gelegentlich vor Gericht zitiert, um eine solche Plagiataffäre aufzuklären. Der Dramatiker geriet mit dem Vorsitzenden in eine literarische Unterhaltung, die volle drei Stunden dauerte. Dumas nahm von dem Beamten Abschied: „Demnächst müssen Sie sich auch mit meinem Mitautor unterhalten. Eine knappe Viertelstunde genügt. Dann werden Sie selbst beurteilen können, wer meine Stücke wirklich geschrieben hat!“

Weltstadt an sich

Lokaldienst am Kunden

Berlin eine Metropole. Hat mindestens dreißigtausend Straßen. In jeder Straße durchschnittlich mindestens hundert Häuser. Und beinahe in jedem Haus ein Lokal. Eßlokal, Trinklokal, Eßundtrinklokal. Das ergibt drei Millionen Lokale für Groß-Berlin. Vielleicht noch mehr mit den Vororten. Diese Lokale sind für die Bevölkerung. Denkt sich die Bevölkerung. Also Dienst am Kunden. „Service“: Lokale für das Publikum. Für seine Bequemlichkeit und Annehmlichkeit.

Deutschland hat den Dienst am Kunden aus Amerika importiert und verdeutscht. Nicht die Lokale für das Publikum, das Publikum für die Lokale. Laut Resolution der Lokalinhaber. Zwar in der Reichsverfassung bisher nicht vermerkt. Aber nichtsdestotrotz vorhanden.

Die meisten Lokale haben einen Hinterraum und einen Vorderraum. Zufällig nicht für Staatsbürger erster und zweiter Güte bestimmt. Jeder Raum muß aber zwangsläufig Vorderräume und Hinterräume haben. Schon, um in beiden Räumen möglichst ungepflegtes Bier gegen Entgelt ausschenken zu können. Die Staatsbürger lieben Räume erster Ordnung und sitzen vornehm und vornehmlich vorn. Bleibt also der Hinterraum an Wochentagen leer. Und da dürfen die lokalbesuchenden Staatsbürger mit Minderwertigkeitskomplexen, die rückwärtige Stille lieben, nicht in der Stille des Hinterraums sitzen bleiben. Sie müssen nach vorn rücken. Lichtersparnis verstehste. Notverordnung. Die Aufforderung, zu den Mitbiertrinkern nach vorn zu rücken, geschieht meist zwischen der ersten und zweiten Hälfte eines Bierglases. Folgerichtig in dem Augenblick, in dem das Bier trotz seiner Ungepflegtheit relativistisch am besten schmeckt.

Da schmeckt das Bier infolge der infolge der Notverordnung erfolgten lichtersparnisbegründeten Verzehrsstörung plötzlich wieder ganz bitter. Beim nächsten Glas gelangt man langsam in den Vollbesitz seines Gleichgewichts und findet sogar den zwangsläufigen Vorderraum sitzbar. Da bittet der Herr Ober unvermittelt, abrechnen zu dürfen. Von wegen des Abtritts. Der Herr Ober nämlich will abtreten.

Zweite Verzehrsstörung. Man läßt das Bier stehen, läßt das zweimal hintereinander brutal gestörte Gespräch unvollendet, findet das Lokal trotz erster Ordnung nicht mehr sitzbar und geht bös nach Hause. Um aus Wut nicht einschlafen zu können.

Man denkt an die Vereinigten Staaten. An „Service“. An Lichtersparnis, Abtritt, drei Millionen Lokale und den Dienst am Kunden in DRP-Reinkultur.

Berlin: eine Weltstadt an sich. An und für sich. Für sich!

Mc. R. Err

Der stotternde Leichnam

Leo Nikolajewitsch Tolstoi hat nur den „Lebenden Leichnam“ geschrieben. Den „Stotternden“ gestaltete ein ukrainischer Beamter. Der Gemeindevorsteher Borjotschenko erließ folgenden Steckbrief: „Wir suchen den Leichnam unseres Dorfrichters. Mittelgroß, blaue Augen, blondes Haar, dunkelgrauer Anzug. Besonderes Kennzeichen: Er stottert“.

Abbau die große Mode

Der Rundfunk ist verbeamtet. Der Apparat braucht einen obersten Beamten, einen Kommissar. Das ist der Doktor Bredow. Er muß bei offiziellen Rundfunkveranstaltungen sprechen. Auch bei der Großen Deutschen Funk- und Phonoschau in Berlin. Dr. Bredow tut das. Jedes Jahr. Auch 1931 ließ er sich hören: „Seitdem der Rundfunk seine Aufgabe als Spiegel der Zeit erkannt hat, wurde er auf eine neue Ebene gestellt.“ Diese neue Ebene haben wir bereits gemerkt. Sie ist eine schiefen Ebene. Der ganze Rundfunk rollt bergab. Kein Mensch kann ihn aufhalten. Auch nicht Herr Dr. Bredow. Niemand, der seine Aufgabe sieht. Nur im Reden.

Heute ist alles auf einer schiefen Ebene. Politik, Wirtschaft, das ganze Leben. Bredow konnte gar nichts anderes tun, als sich anpassen. Bredow ist seiner Zeit vorausgeilt. Sein Rundfunk ist kein Spiegel mehr. Eher ein Fernrohr.

Spiegel der Zeit wäre: Sparmaßnahmen. Und unvermeidlicher Abbau. Fernrohr der Zeit ist: Sparmaßnahmen überall. Abbau überall. Auch ohne Grund.

Fernrohr-Methoden sind leicht durchzuführen, wenn der Rundfunk, ein öffentliches Organ, nicht der Kontrolle der Öffentlichkeit unterliegt. In der Verwaltung. Das Sparen wirkt allerdings auf die Sendungen. Hauptsache: die Hörer zahlen ihre zwei Märker im Monat.

Die Hörer zahlen weiter. Etwa 7 Millionen Mark monatlich. 84 Millionen Mark im Jahr. Dauernd strömt das Geld. Der Rundfunk ist das einzige Unternehmen, das unter der schlechten Wirtschaft nicht leidet. Statt weniger werden immer mehr Hörer. Die Einnahmen steigen.

Was macht man mit dem Geld? 60 Prozent behält die Reichspost. Der Rundfunk ist postalisch. Außerdem muß der Kassierer seine Prozente verdienen. Die Post leistet dafür etwas: sie unterhält die technischen Anlagen. Das kostet keine 50 Millionen jährlich. Nicht einmal 25 Millionen. Gut. Soll die Post verdienen. Was geschieht mit dem schäbigen Rest, mit den 2½ Millionen Mark monatlich? Man gibt ihn an die neun deutschen Sendegesellschaften und an den Deutschlandsender weiter. Die können damit machen, was sie wollen.

Sie machen, was sie wollen. Sie bauen alle Gehälter und Honorare ab. Bei steigenden Einnahmen! Die Sendegesellschaften sind eben nicht postalisch. Sie sind gemeine Aktiengesellschaften, aus denen möglichst hohe Dividenden herauszuholen sind.

In Breslau etwa: kein Rundfunkangestellter, nicht einmal der Oberstangestellte, weiß genau, wie hoch der wirkliche Etat ist. Nur der geschäftsführende Direktor kennt die Einnahmen. Er sagt seinen Leuten: „Ihr dürft so viel verbrauchen, mehr nicht!“ Dann erzählt er freudestrahlend dem Aufsichtsrat, um wie viele tausend Mark er die Hörer wieder betrogen hat. Es gibt Dividenden. Mit solchen Aktiengesellschaften haben wir immer Erfahrungen gemacht. Traurige Erfahrungen!

Etwas besser ist es bei der Berliner Funkstunde. Dort weiß man wenigstens, wieviel man täglich für das Programm ausgeben darf: 11 500 Mark. Täglich! Und dafür kann man nichts Anständiges bieten.

Die Funkstunde wurde angegriffen.

Bis sie eines Tages einen Verteidiger fand. In einem Berliner Funkkritiker, der wegen seiner sonderbaren Einfälle von seinen Kollegen schon lange Primadonna genannt wird. Dieser Mann kam jetzt auf den Einfall, zu erklären, warum der Rundfunk sparen muß: einzelne große

Veranstaltungen sind teuer. Die Aufführung von Grabbes „Napoleon“ hat z. B. runde 10 000 Mark gekostet. Deshalb schärfste Sparsamkeit an anderer Stelle. Die Winterhilfe ist schuld. Früher spielten abends kleine Kapellen, heute werden große Notstands-Orchester und bedeutende Solisten verpflichtet. Die Solisten geben gleichsam ihr Honorar an die Winterhilfe weiter.

Wozu haben wir beim Rundfunk einen Oberkommissar? Wozu haben wir den Herrn Bredow? Warum sorgt der nicht dafür, daß teure Programme ausgetauscht werden? Die wertvolle Sendung „Napoleon“ von Grabbe ging nur über den Berliner Sender und am nächsten Abend wurde die bornierte Veranstaltung „So tanzte man im alten Berlin“ durch vier Sender auf die Hörer losgelassen.

Entweder ist der Rundfunk staatlich. Dann aber ganz. Damit jeder einzelne Angestellte der gesamten Oeffentlichkeit verantwortlich ist. Oder: Privatwirtschaft. Dann ganz. Damit man sich nicht über die Dividenden wundert.

Die Dividenden sind des Glaubens liebstes Kind!

Jean Günter

Modeschule

Die „Modeschule Berlin“ (Kunstschule „Der Sturm“, Abteilung Mode, Leiter Richard Dillenz) hat sich als erste Schule die Aufgabe gestellt, eine Elite von Modefachleuten für alle führenden Berufe dieses Kulturgebietes zu erziehen. In den drei Jahren ihrer Ausbildung erhalten die Modestudenten eine umfassende Gesamterziehung, die alle geistigen, künstlerischen, sittlichen und körperlichen Kräfte und Fähigkeiten des Menschen für den Modeberuf heranbildet. Die handwerklich-technische Vervollkommnung wird in den Werkstätten für Schneiderei, Putzmacherei, Stickerei usw. vermittelt. Die künstlerisch-formale Bildung erhalten die Schüler in den Klassen und Ateliers für Zeichnen, Malen, Illustration, Reklame, Ausstattung usw. Die übliche Unterscheidung von „freier und angewandter“ Kunst gilt an dieser Schule nicht. An ihr ebenso ist der traditionelle Gegensatz von künstlerischer und wissenschaftlicher Bildung überwunden. Die geistig-kulturelle Erziehung bekommen die Studenten durch den theoretischen Unterricht, besonders durch eine dreijährige philosophische Schulung. Durch diese geistige Erziehung ist mit den Gepflogenheiten des üblichen Kunstunterrichts grundsätzlich gebrochen, der sich mit der „rein ästhetischen“ Ausbildung begnügt und die handwerkliche, sittliche und geistige Führung der jungen Menschen vollkommen vernachlässigt.

Das Berufsgebiet des Modefachmanns in dem Sinne, wie ihn die Modeschule versteht, ist zum guten Teil noch gar nicht erschlossen. Darum haben die Modestudenten begründete Aussicht auf wirkliche Lebensstellungen. Die Modeschule gehört zu den wenigen Instituten, die ihre Schüler nicht für die Arbeitslosenunterstützung erziehen — während 130 000 Akademiker, ein Drittel von allen, heute keine Möglichkeit mehr besitzen, in akademischen Berufen unterzukommen. Die Zahl der lebenslänglich arbeitslosen Künstler und Kunstgewerbler ist leider noch viel größer.

Die pädagogischen Prinzipien der Modeschule „Gesamterziehung, Produktionsschule und produktives Werkstudententum“ (die Schüler können sich in der Schule und durch ihre „Schularbeit“ einen großen Teil ihres Lebensunterhaltes verdienen), sind von führenden Pädagogen als vorbildlich für die notwendige neue Schulreform bezeichnet worden.

J. Pfister

Erklärung

„Das Generalsekretariat der IATL hat am 26. 1. 32 an Herrn Geh. Sanitätsrat Dr. Stauder, 1. Vorsitzender des Deutschen Aerzte-Vereins-Bundes in Nürnberg, An der Fleischbrücke 10, folgenden Brief gerichtet:

Sehr geehrter Herr Sanitätsrat. Erst jetzt kommt zu unserer Kenntnis Ihre „Erklärung in eigener Sache“, die Sie im Deutschen Aerzteblatt veröffentlichten. — Wir legen Wert darauf, Ihnen zu bestätigen, daß Sie nicht Mitglied des Vorstandes der IATL Sektion Deutschland e.V. und auch nicht Mitglied dieser Vereinigung sind. Es ist unrichtig, wenn Sie behaupten, Ihr Name sei „diesbezüglich“ verwertet worden. Sie haben also in eigener Sache etwas veröffentlicht, was garnicht behauptet worden ist. Sie können daher auch durch die „Form dieser Veröffentlichung“ nicht überrascht gewesen sein, weil eine solche Veröffentlichung garnicht stattgefunden hat. Sie sind daher auch vollständig juristisch richtig unterrichtet, daß man nichts berichtigen kann, was garnicht behauptet worden ist. Hingegen können wir aus Ihrer Erklärung nur schließen, daß Sie das „Motto“, die Aerzteschaft braucht sittliches Pflichtbewustsein, das aus der inneren Freiheit erwächst, nicht mehr anerkennen. Wir werden daher diese Behauptung in der nächsten Auflage des Buches „Die besiegte Tuberkulose“, Verlag de Gruyter Berlin, nicht mehr veröffentlichen oder mitteilen, daß diese Mitteilung, die die IATL sich zu eigen macht, Ihren Intentionen nicht mehr entspricht. Hochachtungsvoll Generalsekretariat der IATL.“

Eingegangene Bücher

Ernst Ottwalt: Denn sie wissen was sie tun

Malikverlag / Berlin. Ein deutscher Justizroman. Sämtliche Rechtsfälle, Gerichtsverhandlungen, Urteile und Ereignisse als Tatsachen aus den Jahren 1920/31 belegbar. kt. RM. 2,85, Leinen RM. 4,50

Ilja Ehrenburg: Die Traumfabrik

Malikverlag / Berlin. kt. RM. 3,20, Leinen RM. 4,80

Sergej Tretjakow: Feld-Herren

Malikverlag / Berlin. Der Kampf um eine Kollektivwirtschaft. Autorisierte Uebersetzung aus dem Russischen von Rudolf Selke. kt. RM. 2,85, Leinen RM. 4,80

Heinrich Zerkauen: Osternothafen

Wegweiser-Verlag / Berlin. Roman. Liebe eines Mannes zu zwei Frauen. Halbleder RM. 2,90

H. H. Houben: Christoph Columbus

Wegweiserverlag / Berlin. Tragödie eines Entdeckers. Halbleder RM. 2,90

Hugo Bieber: Goethe im 20. Jahrhundert

Wegweiser-Verlag / Berlin. Halbleder RM. 2,90

Luc Durtain: Dieux blancs, hommes jaunes

Ernest Flammarion, Editeur, Paris / 15 francs

Franz Zorn: Stempellieder

Verlag Der Sturm / Friedenau. Gedichte eines Erwerbslosen. RM. 0,50

Rache ist nicht süß

Die Schriftleitung der Monatsschrift „Der Durchbruch“ wird von der IATL im Einverständnis mit dem Briefschreiber um die Aufnahme folgender Zeilen gebeten:

An den Deutschen Tuberkulösen-Verein E. V.

Breslau I Ring 2

3. Februar 1932

Nach reiflicher Ueberlegung bin ich zu dem Entschluß gelangt, Ihnen hierdurch mein Amt als erster Beisitzer zur Verfügung zu stellen und gleichzeitig aus dem Verein auszuscheiden.

Die hauptsächlichste Veranlassung zu diesem Schritt, den ich tagelang bedacht habe, bildet Ihr letztes Rundschreiben, das als Antwort auf die Handzettel der IATL gedacht war. Hätten Sie mich bei der Abfassung dieses Rundschreibens hinzugezogen, so hätte ich Ihnen schon damals erklärt, daß ich einen so falschen und den Tatsachen widersprechenden Feldzug gegen das Friedmann-Mittel niemals mitmachen kann und werde. So aber ist Ihr Rundschreiben ohne mein Wissen zu stande gekommen, ich lehne selbstverständlich jede Verantwortung dafür ab und mußte aus Ihrem Verhalten, das im schärfsten Widerspruch zu den Satzungen steht, die Konsequenz meines Ausscheidens ziehen.

Diese Ihre Erklärung steht, wie Sie wohl selbst genau wissen werden, in einem geradezu hohnsprechenden Gegensatz zu den Tatsachen. Sie haben sich also zu einem Schritt hinreißen lassen, der das unbestreitbar vorzügliche Mittel wider besseres Wissen verunglimpt . . .

Ich habe immer und überall mit größtem Nachdruck betont, daß ich an der Güte und Wirksamkeit des Friedmann-Mittels unter keinen Umständen rütteln lasse. Sie waren niemals berechtigt, das von dem Bund in einjähriger Praxis als gut erkannte Friedmann-Mittel als schlecht zu bezeichnen. Ich teile dem Breslauer Amtsgericht noch heute mein Ausscheiden aus dem Vorstand des Vereins mit.

Hochachtungsvoll

Heinz Leuner
Journalist und Schriftsteller
Breslau 13, Viktoriastr. 86.

Verantwortliche Schriftleitung: Chefredakteur André von Kún / Berlin - Wilmersdorf

Manuskripte werden nur zurückgesandt, wenn Rückporto beiliegt / Der Höchstumfang eines Manuskriptes für die Zeitschrift „Der Durchbruch“ ist drei Druckseiten / Die Zeitschrift „Der Durchbruch“ ist zu beziehen: durch den gesamten Buchhandel, durch jede Postanstalt, in den Zeitungskiosken und bei den Einzelhändlern / Jahresbezug (12 Hefte) RM 3,— ohne Porto, Einzelheft 30 Rpf. Wo die Lieferung der Zeitschrift nicht zu erreichen ist, wende man sich direkt an den Verlag / Anzeigentarif wird auf Wunsch direkt versandt / Aufl.: 10000 Exemplare / Verlag „Der Sturm“ / Bln.-Friedenau / Druck: Max Lichtwitz / Berlin SW 19